

Zeitschrift: Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art

Band: 66 (1979)

Heft: 35-36: Iberia

Artikel: Von den Chalets und ihren Geheimnissen

Autor: Sust, Xavier

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-50830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

XAVIER SUST

Von den Chalets und ihren Geheimnissen

Wie glücklich auch eine Ehe sein mag, so sollten doch ab und zu Gewitter nicht fehlen, die die Atmosphäre läutern.

Das ist es auch, was bei Prinz Viktor Emmanuel von Savoyen, dem einzigen männlichen Nachkommen des Ex-Königs Umberto von Italien, und seiner Gemahlin Marina geschieht. Wie man sich erinnern wird, ist das berühmte Paar nach 12jähriger Bekanntschaft im vergangenen Jahr in Teheran eine Ehe eingegangen. Und jetzt geschieht folgendes: obwohl Prinzessin Marina im Monat Juli ihr erstes Kind erwartet, sind einige Wolken über ihrem Heim im Anzug.

Und das, weil sich Viktor Emmanuel und Marina, Prinz und Prinzessin von Neapel, ein Haus in Genf bauen lassen. Ein Haus, das ihre Freunde scherzend wegen sei-

ner Form und seinen Kosten den «Bunker der Millionen» nennen. Jedesmal, wenn Marina die Baustelle besucht, hofft sie, in jenem «Zementblock» etwas Angenehmes, irgendeine heitere Einzelheit zu finden. . . . Aber bis jetzt erfolglos. Mit jedem Mal muss Viktor Emmanuel mehr Vorwürfe hören, die er, sich des Zustandes seiner Frau bewusst, geduldig erträgt.

«Dort werden wir uns nie wohlfühlen», hat die Prinzessin schon mehrmals zu ihrem Gatten gesagt.

Dieser verdrängt die Diskussionen, bis das Kind auf der Welt sein wird, und lässt inzwischen seine schlechte Laune bei andern Personen ab. Schon nach wenigen Tagen lud er seine Wut an einem Fotografen ab, der ihn beim Auswechseln des Tanks an seinem Motorrad an einer Servicestation überraschte.

Viktor Emmanuel erschreckte den Fotografen, indem er mit dem Motorrad auf ihn losfuhr und ihm erst im letzten Moment die Möglichkeit gab, sich mit einem Sprung zu retten.

Der Prinz bemühte sich nicht einmal, sich zu entschuldigen. Das «Spiel» war gefährlich gewesen, und er war selbst dabei erschrocken. Aber warum musste ihn die ganze Welt mit ironischen Bemerkungen über sein Traumhaus angreifen? Viktor Emmanuel's Freunde wissen, dass er einen guten Charakter und Sinn für Humor besitzt, so dass es schwierig ist, ihn aus dem Häuschen zu bringen. Trotzdem machen ihm die wiederholten Sticheleien und unschönen Bemerkungen über seinen «Bunker» zu schaffen.

Nie hätte er gedacht, dass der

Bau dieses Hauses, das sein Heim werden soll, in einer der schönsten Vorortgegenden von Genf, so bedauerliche Gemütszustände hervorrufen werde. Das Haus muss Ende dieses Jahres fertiggestellt werden. Es bleibt zu hoffen, dass dannzumal die Gewitterwolken am häuslichen Himmel abgezogen sein werden. Vor allem, wenn man bedenkt, dass das glückliche Ereignis in einigen Wochen eintreffen wird. Kinderlachen wird die sympathischsten und ansteckendsten Freuden bereiten in diesem «Bunker» (der, so heisst es, nach Abschluss der Bauarbeiten nicht so schlimm aussehen wird. Man soll die Dinge nicht beurteilen, bevor sie fertig sind.)

(Aus der spanischen Wochenzeitschrift «HOLA»)

Die Architekten haben auf vielen Schlachtfeldern gewonnen. Sie haben es fertiggebracht, den grössten Teil ihrer Ideen auf vielen ihrer Tätigkeitsgebiete – bei Bürohochhäusern, Wohnblöcken, Villenquartieren und Hotels – durchzusetzen. Ihre Auftraggeber haben die typologischen Vorschläge der Architekten nahezu vollständig akzeptiert, auch wenn sie von deren Anliegen noch so weit entfernt waren. Der wirtschaftliche Erfolg dieser Ideen war der beste Beweis für ihre Richtigkeit.

Aber die Architekten, die so oft triumphiert hatten, erlitten in einem der gegenwärtig am meisten florierenden Sektoren des Bauens eine lamentable Schlappe. Ich meine den Bau von Eigenheimkolonien. Diese Niederlage ist um so schlimmer, wenn wir bedenken, dass nach Ansicht der Architekten dieser Sektor gar nicht bestehen und sich diese Schlacht gar nicht abgespielt haben sollte.

Ich sage, dass es diesen Sektor des Baugeschehens gar nicht geben sollte, weil sich, nach Ansicht der Architekten, aus dem vertieften Studium der «wirklichen» Bedürfnisse des Individuums der Bau von ganz neuen Siedlungsformen als die «richtige» herauskristallisiert hat. Aus dem vertieften Studium der «wirklichen» Bedürfnisse resultierten denn auch verschiedene Arten von Wohneinheiten, aber niemals eine Einfamilienhauskolonie. Können Sie sich einen Architekten vorstellen, der ernsthaft eine solche Einfamilienhauskolonie als opti-

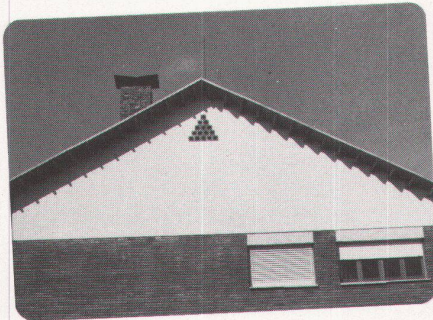
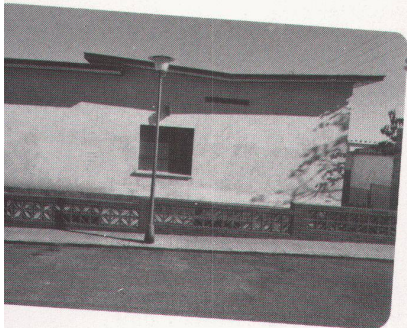
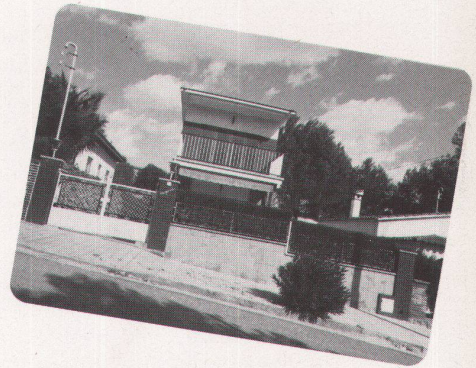
male Form eines Zusammenschlusses einzelner Wohneinheiten verteidigt? – Trotzdem entstehen jeden Tag weitere Einfamilienhauskolonien. Kaum vergeht ein Tag, an dem sich in unserem Briefkasten nicht ein Prospekt für den Kauf von Bauplätzen in einer Neuüberbauung zu speziellen Einführungspreisen findet. Und da das Einfamilienhaus auf die Leute eine so grosse Anziehungskraft ausübt, konnte es sich auch in einen Lockvogel erster Güte verwandeln, mit welchem spezialisierte Schwindler den Unvorsichtigen auf den Leim führen. Was bieten Einfamilienhauskolonien, dass sie, entgegen den Argumenten der Architekten, von den Leuten so sehr begehrt werden? Ich glaube, dass ihr Erfolg darin besteht, dass sie den Leuten eine Möglichkeit bieten, einen ihrer innigsten Wünsche zu befriedigen: eigenen Boden unter den Füßen zu haben, der es ermöglicht, darauf das Traumhaus zu errichten. Das Prinzip der Streusiedlung an sich interessiert kaum. Was interessiert, ist die eigene Parzelle. Die Siedlung stellt ganz einfach den Rahmen dar für die Realisierung der Träume. Die Qualitätsunterschiede zwischen dem öffentlichen Teil der Überbauung (Wege, Gärten der allgemeinen Grünzonen, Beleuchtung) und dem Gebauten innerhalb der Parzelle untermauern diese Ansicht.

Eine Volksweisheit sagt, dass einer, um sein Leben glücklich beschliessen zu können, einen Sohn gezeugt, einen Baum gepflanzt und ein Buch geschrie-

ben haben müsse. Es erscheint mir, dass dieses Sprichwort seinen Wahrheitsgehalt heute verloren hat. Ich glaube, dass daran die Einfamilienhäuschen schuld sind. Der Wunsch, ein Häuschen zu bauen, hat denjenigen, ein Buch zu schreiben, längst verdrängt, ebenfalls hat der Wunsch nach einem Garten mit Rosen und mit Schwimmbad den Wunsch, einen Baum zu pflanzen, ersetzt.

Diese Häuschen besitzen die spezielle Eigenschaft, neben den «wirklichen» Wohnbedürfnissen auch andere zu befriedigen, die normalerweise nicht bedacht werden und die die Architekten ablehnen. Die Häuschen erlauben es den Besitzern, sich auszudrücken und ändern zu erkennen zu geben. Dies ist der Grund, weshalb sie – in Ermangelung anderer Ausdrucksmöglichkeiten – zu einem erstrangigen Kommunikationsmittel geworden sind.

Ich habe schon mehrmals über die Rolle der Architektur als Kommunikationsmittel geschrieben und über die Tatsache, dass diese Rolle infolge des Einflusses der Massenmedien immer unbedeutender wird. Dies betrifft die Chalets jedoch nicht. Die kostspieligen neuen Kommunikationsmittel befinden sich in Reichweite der mächtigen Unternehmungen und Konsortien, nicht aber der Parzelleninhaber. Dieser muss sich an die Architektur klammern, wenn er über ein Kommunikationsmittel verfügen will, das es ihm erlaubt, sich den ändern zu erkennen zu geben.



otos: Xavier Sust

Und so befriedigen eben die Chalets viele Wünsche, die in der anonymen Etagenwohnung im Wohnblock während vieler Jahre unterdrückt worden sind. Die Zweitwohnung, das Chalet in der Eigenheimkolonie, erlaubt es dem Parzellenbesitzer, seinen Kommunikationsbedürfnissen freien Lauf zu lassen. Es ist ihm möglich, den Stil des Häuschens auszuwählen, einen Zaun aus Wagenrädern oder aus geschnittenen Sträuchern zu errichten, alle Fenster mit Schmiedeisengittern auszurüsten und um das Häuschen einen Platz aus Figarosteinen (in Barcelona) oder aus Banolassteinen (in Gerona) anzulegen, einen durchdachten und einmaligen Kaminabschluss aufzusetzen und so viele Gesimse und Fenster zu bauen, wie es ihm beliebt. In der Erstwohnung, der Etagenwohnung in der Stadt, haben die finanziellen Bedingungen, die Nähe des Arbeitsplatzes und die strikten Raumbedürfnisse den Ausschlag gegeben. Die Kommunikationsbedürfnisse mussten sich äusserlich auf das Dekorieren der Terrasse beschränken.

Es sind aber gerade die Kommunikationsmöglichkeiten des Chalets, welche den Architekten Probleme bereiten. Die Aufteilung des Grundrisses bereitet ihnen keine Schwierigkeiten. Manch ein Architekt hat es fertiggebracht, der Hausherrin bewundernde Ausrufe darüber zu entlocken, wie mühelos ihm doch gelungen sei, Probleme zu lösen, die ihr selbst aufgrund von Einblicken in die Chalets von Bekannten oder aufgrund eigener Erfahrungen im Zeichnen

von Grundrissen unlösbar schienen.

Die Dinge, die die Hauseigentümer mit ihren Häuschen ausdrücken möchten, unterscheiden sich von denen, die die Architekten mit ihrer Arbeit im Schilde führen. Konzepte wie «Materialwirkung», «Flächendisposition» oder «Aufteilung von bedienten und dienenden Räumen» liegen ausserhalb der Verständniswelt des Eigentümers. Was der Architekt zu hören bekommt, ist «machen Sie es modern», «bringen Sie rustikale Details an» oder «lassen Sie es nicht zu armselig erscheinen». Nur dort wird es zu Diskussionen kommen, wo sich die kulturellen Werte des Eigentümers und des Architekten auf ähnlichen Ebenen bewegen. Der Glaube, dass sich der Eigentümer dazu entschliessen könnte, die kommunikativen Aspekte seines Bauwerkes dem Architekten zu überlassen, führt gar oft zu Überraschungen und Enttäuschungen. Wenn sie auch nicht zu Beginn sichtbar werden, so brechen die Ausdruckswünsche doch in dem Moment auf, wo das Projekt erstmals präsentiert wird.

Wenn der Parzelleneigentümer an sein zukünftiges Häuschen denkt, denkt er nicht in den Begriffen abstrakter Bedürfnisse, sondern in formalen Bildern. Während der Wartezeit bis zur Erfüllung seiner Träume hat er viele Zeitschriften studiert und zahlreiche Häuschen besichtigt. Er hat gesehen, was er braucht und was er nicht braucht. Er hat ausgewählt und ein Bild ans andere gereiht. Er hat sein Häuschen zusammengestellt. Er hat seine Bedürfnisse nicht

auf einer abstrakten Ebene entworfen, sondern an Formen gebunden, von denen er wusste, dass sie – auf ihre eigene Weise – seinen Bedürfnissen gerecht würden. Er hat ein definitives Bild geformt, von dem er weiss, wie er es verwenden soll, was es bedeutet und was es auszeichnet. Das Häuschen muss sich diesem Bild anpassen. Deshalb lehnt er das Projekt des Architekten ab, welches sich nur an die Erfüllung bestimmter Funktionen hält und nicht in der Lage ist, die Ausdrucksbedürfnisse, die so schwer erklärbar sind, ernst zu nehmen. Tatsächlich hat er bei der Wahl seines Chalets den Weg beschritten, den er in ähnlicher Form auch beim Kauf eines Anzugs oder jedes anderen Gebrauchsgegenstandes begeht.

Die Häuschen, die in den Einfamilienhausparadiesen blühen, haben die Lieblingsentwürfe der Architekten überwunden. Ich glaube nicht, dass wir ihnen, wie wir das normalerweise tun, mit Abscheu und Verachtung gegenüberzutreten sollten, sondern im Gegenteil mit Wohlwollen und Verständnis. Denn trotz ihren fatalen Widersprüchen können sie für unsere Arbeit eine Lehre sein, welche uns weiterhelfen kann. Wir müssen einige fixe Ideen, an die wir uns gehalten haben, aufgeben. Gegenwärtig liebt man es nicht, in der Fachliteratur über dieses Thema zu schreiben, doch bietet uns die nichtarchitektonische Literatur eine Handhabe, denn mit ihrer Frische, Naivität und Poesie kann sie uns die Augen öffnen, um hinter die Geheimnisse der Chalets zu kommen.

Im Himmel gab es viele Ideen und Einfälle. Grossartige Blumenszenarien, ein grosses Sausen und Kreischen, hereinbrechende Schneestürme. Helikoptergrösse weisse Flocken, welche still herniedersanken. Von Osten und Westen, von Norden und Süden erschienen Frauen, die Herzen im Handkoffer eingeschlossen, sorgfältig in Seidenpapier verpackt. Sturmböen von Hubschraubern bewölkten den nächtlichen Himmel. Die Hotels waren besetzt, in Privathäusern wurden zusätzliche Betten aufgestellt, Zeltstädte wurden in den Gärten und Parks wie seltene und hässliche Pflanzen errichtet, und in der Stadt und auf dem Land herrschte eine Schwüle, schlimmer als im Sommer. Die Hitze der geröteten Gesichter der Frauen und der verbrannten Antlitze der Männer, welche in den Himmel starrten. Jenseits der Hügel erprobten die Raketen ihr Feuer, und der Klang einer gigantischen Orgel liess die Kristalle und versteckten Knochen

erzittern. In den Unterkiefern, in den Zehen und Fingern verspürte man dasselbe Zittern.

Leonora und Janice setzten sich ins Tea-Room zwischen seltsame Frauen.

– Sie sind sehr schön heute abend, aber sie scheinen traurig zu sein – sagte der Mann hinter der Theke.

– Zwei Ovomaltinen. Leonora lächelte für beide. Janice schien stumm zu sein.

Sie betrachteten das Schokoladetränk, als wäre es ein museumstaugliches Gemälde. Malz würde jahrelang rar werden, auf dem Mars. Janice suchte in ihrer Handtasche, langsam zog sie einen Umschlag hervor und legte ihn auf die Marmortheke.

– Es ist ein Brief von Will. Er kam vor zwei Tagen mit der Postkarte. Er brachte mir eine Entscheidung. Habe ich es dir nicht gesagt? Ich möchte, dass du ihn jetzt liest. Komm, lies! Leonora öffnete den Umschlag, entnahm ihm den Zettel

und las ihn mit lauter Stimme.

– «Liebe Janice. Dies ist *unser* Haus, falls du dich entscheidest, zum Mars zu kommen. Will.»

Leonora schüttelte den Brief, und ein Farbbild fiel aus dem Umschlag. Es stellte ein dunkles Haus dar, überwachsen, alt, braun, ein behagliches Haus, mit roten Blumen und einer grünen und frischen Umfriedung, und mit einer zottigen Schlingpflanze im Entrée.

– Aber Janice!

– Was?

– Dies ist ja eine Fotografie deines Hauses hier auf Erden, hier in der Elm-Strasse!

– Nein. Schau!

Dann schauten sie zusammen nochmals, und beidseits des dunklen und behaglichen Hauses und dahinter breitete sich ein ausserirdisches Szenarium aus. Der Boden war von einer seltsamen violetten Farbe und die Gräser von einem faden Rot, und der Himmel glitzerte wie ein grauer Diamant, und ein aussergewöhnlich knorriger Baum

wuchs auf einer Seite wie eine Alte mit Gräsern auf dem weisshaarigen Haupt.

– Das ist das Haus, das Will für mich baute – sagte Janice – auf dem Mars. Hilf mir, es zu betrachten. Den ganzen gestrigen Tag lang, bevor ich mich entschied, und voller Angst, nahm ich das Foto heraus und schaute es an.

Die beiden Frauen betrachteten das behagliche und dunkle Haus, neunzig Millionen Kilometer entfernt, familiengerecht, aber seltsam, alt, jedoch neu, mit einem gelben Licht im Fenster des Entrées.

– Dieser Mann, Will – sagte Leonora nickend –, weiss, was er tut. Sie tranken aus. Draussen wogte die unbekannte Menge von einer Seite zur andern, und der «Schnee» fiel ununterbrochen vom Sommerhimmel.

(Aus Ray Bradbury: «Marsgeschichten», 1973)